

Thomas Steinfeld

## Selber können, selber machen. Der Imperativ der ›kulturellen Bildung‹ mag sich politisch geben, verweist aber auf den einzelnen Menschen

2019

<https://doi.org/10.25969/mediarep/16763>

Veröffentlichungsversion / published version  
Zeitschriftenartikel / journal article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Steinfeld, Thomas: Selber können, selber machen. Der Imperativ der ›kulturellen Bildung‹ mag sich politisch geben, verweist aber auf den einzelnen Menschen. In: *Zeitschrift für Kulturwissenschaften*. Kultur und Bildung – Kulturelle Bildung?, Jg. 6 (2019), Nr. 2, S. 17–19. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/16763>.

### Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:6:3-zfk-2019-24043>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

### Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - No Derivatives 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Selber können, selber machen.

Der Imperativ der ›kulturellen Bildung‹ mag sich politisch geben, verweist aber auf den einzelnen Menschen

**Thomas Steinfeld**

Das Wort von der ›kulturellen Bildung‹ ist ein Pleonasmus. Worin sollte ›Kultur‹ bestehen, wenn nicht in ›Bildung‹, und was wäre von einer ›Bildung‹ zu halten, die keine ›Kultur‹ wäre? Das Wort ist dennoch im Umlauf, nicht zuletzt in einem politischen und programmatischen Sinn. Es steht für eine Forderung, eine zunehmend als überflüssig und nutzlos angesehene Bildung nicht nur in den Schulen und Hochschulen, sondern auch in der Achtung der Öffentlichkeit zu erhalten. Und während man ersteres vielleicht noch erzwingen kann, bis auf weiteres und mit unsicheren Resultaten, so erscheint das Verlangen in der zweiten Hinsicht als zunehmend aussichtslos: So wie die klassische Musik aus dem Programm der öffentlichen Rundfunkanstalten verschwindet, so wie Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften* keine Leser mehr zu haben scheint, die nicht aus beruflichen Gründen zu dieser Lektüre greifen, so leer sind die Säle des Lindenau-Museums in Altenburg, das aus ökonomischen Gründen nicht in der Lage ist, seine einzigartige Sammlung früher italienischer Tafelbilder in ein Ereignis zu verwandeln. Das Wort von der ›kulturellen Bildung‹ ist, eben weil es eine Dopplung darstellt, eine Beschwörung: Bildung muss sein, weil es eine Welt ohne Bildung im klassischen Sinn nicht geben darf.

Es gibt viele Elemente der ›kulturellen Bildung‹, denen sich aktuelle Nutzlosigkeit nachsagen ließe: das Notenlesen zum Beispiel, die Fähigkeit, literarische Texte zu verfassen oder Französisch zu sprechen. Das Muster dieser scheinbar überflüssigen Errungenschaften ist nun schon seit Jahrzehnten das Latein, die tote Sprache schlechthin. Dass dem Lateinischen kein praktischer Nutzen abzugewinnen wäre, abgesehen vielleicht von einem analytischen Blick auf die Grammatik, ist jedoch eine Wahrheit, die zu relativieren wäre: Ins Englische wächst man hinein, eher als dass man diese Sprache lernen müsste, und folglich orientiert sich die Pädagogik dieser Sprache an Idealen der Immersion. Mit dem Lateinischen ist es anders: Das Erlernen dieser Sprache erfordert eine systematische Anstrengung, das Überwinden einer beträchtlichen intellektuellen Schwierigkeit. Auf diese Anstrengung aber kommt es an: Schwierigkeit erzeugt Abstand und Abstand Besinnung. Erst in der Mühe entsteht der Nutzen, den das Erlernen dieser Sprache in sich trägt, und es ist tatsächlich ein Nutzen. Wer mehr ›kulturelle Bildung‹ fordert, sollte

so ehrlich sein, von vornherein zu sagen, dass sein Desiderat ohne ein erhebliches Maß an Arbeit nicht zu haben ist.

Einen weiteren Nutzen zeitigt das Erlernen des Lateinischen, und zwar gerade weil es sich dabei um eine tote Sprache handelt: Hat man die Anfangsgründe des Unterrichts einmal hinter sich gebracht, tritt den Schülern eine Welt entgegen, die in jeder Hinsicht – zeitlich, mental und kulturell in einem erweiterten Sinn – mit der Welt, in der sie leben, nichts zu tun hat. Diese Welt erscheint als von der Gegenwart kategorial getrennt, absolut fremd, obwohl sie auf innigste Weise mit den Ursprüngen der abendländischen Kultur verbunden ist. Die Erfahrung dieses Fremden nun zerstört eine Illusion, die ebenso weit verbreitet ist, so sie der Unbildung zugehört: die Vorstellung nämlich, dass es zu allen Zeiten und an allen Orten ungefähr so zugegangen sei, wie es im frühen 21. Jahrhundert in den wohlhabenden Staaten der Welt zugeht. Von Friedrich Nietzsche stammt der Satz, ein Geist, der sich mit dem Konjunktiv befasst habe, gehe aus dieser Begegnung nicht unverwandelt hervor. Der Satz trifft in jeder Beziehung zu, und auch in dieser Beziehung sollten die Verfechter der ›kulturellen Bildung‹ ehrlich sein: Sie kann nicht etwas sein, das zu allen anderen Formen der ›Bildung‹ – also etwa zu dem, was man in einem deutschen Gymnasium gegenwärtig lernt oder vielmehr auch nicht lernt – hinzutreten könnte. Sollte mit der ›kulturellen Bildung‹ ernst gemacht werden, änderten sich die Voraussetzungen und Gestalten von Bildung von Grund auf.

Es ist indessen nicht die Schule der Distanz und der Reflexion, die an der ›kulturellen Bildung‹ gegenwärtig als besonders attraktiv erscheint, sondern eine vage Erinnerung daran, dass das Lateinische vom Mittelalter an das Medium einer einzigartigen Einheit des Wissens und Glaubens gewesen war, bis ins achtzehnte Jahrhunderts hinein und in einigen Bereichen, vor allem im humanistischen Gymnasium, noch bis ins zwanzigste Jahrhundert. Getragen wurde diese Einheit von nur einer Instanz, nämlich der (katholischen) Kirche. Wenn die Klosterschulen Lesen und Schreiben lernten, so hieß das: Latein. Denn die europäischen Volkssprachen besaßen noch lange keine allgemein durchgesetzte Schriftform. Lateinisch war die Heilige Schrift. Dass sie ursprünglich auf Griechisch abgefasst war, interessierte niemanden. Die Kleriker und die Gebildeten verständigten sich auf Latein, in einer Gemeinschaft, die ganz Europa umfasste, auch wenn nur wenige Menschen dazugehörten. Heute gibt es das Wort von der ›europäischen Bildungslandschaft‹. Nie war sie so einheitlich gewesen wie im Mittelalter, und diese Einheit wirkt, als Ideal und Idol von Gemeinschaft, fort bis in die Gegenwart.

Die Forderung nach ›kultureller Bildung‹ ist insofern eine Reflexion nicht nur auf ein fortschreitendes Maß an einer kulturellen Verblödung, die etwa darin zu erkennen wäre, dass die Vermehrung des praktisch notwendigen Wissens in einer fortgeschritten kapitalistischen Gesellschaft (mitsamt den allfälligen Folgen eines ›lebenslangen Lernens‹) offenbar konsequent mit einem Verlust an Gedächtnis oder den Anforderungen ans Gedächtnis einhergeht (weswegen die Gegenwart ein enzyklopädisches Zeitalter ist, siehe Wikipedia). Sondern sie ist auch eine Reflexion auf einen moralischen Verlust. Diesen Verlust zu kompensieren erscheint angesichts dessen, dass nur wenige Inhalte ›kultureller Bildung‹ überhaupt noch so etwas wie allgemeine Verbindlichkeit zu besitzen scheinen, ein aussichtsloses Unterfangen zu sein. Es könnte indessen sein, dass gerade die Vergeblichkeit den moralischen Impetus in dieser Forderung vergrößert, insofern nämlich schon

die bloße Forderung eine Gemeinschaft begründet, in der ihre Propagandisten dann im Glanz ihrer guten, aber leider etwas tragischen Gesinnung dastehen.

Der ›kulturellen Bildung‹ ist damit wenig gedient. Aufhelfen ließe sich dieser Forderung hingegen vermutlich, wenn man ihr, nach dem Muster des Lateinischen, den Nutzen in ihrer vermeintlichen Nutzlosigkeit nachweise. Oder anders gesagt: Das Verlangen nach ›kultureller Bildung‹ hätte zunächst einmal in der ›kulturellen Bildung‹ ihrer selbst zu bestehen, und das heißt: im Nachweis ihres analytischen oder ästhetischen Vermögens. Eine Literaturwissenschaft, die außerhalb der eigenen Gelehrtenschaft niemanden mehr von Sinn und Nutzen literarischer Werke überzeugen kann, betreibt ihre Verwandlung in ein Orchideenfach, mit den entsprechenden Folgen für den Schulunterricht. Eine Literaturkritik, die ihre Argumente aus der Schilderung des Erlebens und Miterlebens bezieht, ist eine pubertäre Veranstaltung. Und eine gedruckte Zeitung, die ihren Erfolg in *clicks* und in der Verweildauer der Leser bei einzelnen Artikeln misst, wird bald keine Zeitung mehr sein. Selber etwas von dem zu leisten oder zumindest leisten zu können, was man für andere fordert, ist eine elementare Voraussetzung, sollte so etwas wie eine ›kulturelle Bildung‹ je wieder handfeste Gestalt annehmen sollen.

Überfordert wird dadurch niemand. Denn eine andere Bildung als die Bildung, die man gewöhnlich ›Halbbildung‹ nennt, hat es nie gegeben. Oder anders gesagt: Es gibt keine Bildung, die nicht auch in dem schmerzlichen Bewusstsein bestünde, nicht genug zu wissen und nicht genug zu können. Dieses Bewusstsein lässt gebildete Menschen nicht nur zu Melancholikern werden, sondern auch zu angenehmer Gesellschaft. Umgekehrt ist die Lebensphilosophie mit ihren vielen mehr oder minder praktischen Filiationen, wie sie im späten neunzehnten Jahrhundert entstanden, ein nur allzu verständliches Phänomen der Auflehnung wider ein Pharisäertum der ›kulturellen Bildung‹, das man heute schon in seinen Motiven nicht mehr versteht. Dies ist etwa daran erkennbar, dass etliche Werke zum Beispiel Hermann Hesses oder Frank Wedekinds gar nicht mehr rezipiert werden. Das lebensphilosophische Verlangen nach dem echten, dem wahrhaften und unverstellten Dasein ist hingegen geblieben und trägt dauerhaft zur Verhinderung ›kultureller Bildung‹ bei. Der zeitgenössischen und beinahe allgegenwärtigen Lebensphilosophie (allgegenwärtig, weil die unzähligen Schulen der Selbstoptimierung ihren Ausgangspunkt in der Lebensphilosophie haben) ihren idealistischen Irrtum nachzuweisen – darin bestehend, dass etwa die methodische Verehrung von Sinnlichkeit alles mögliche hervorbringt, bloß keine Sinnlichkeit –, wäre ein Moment, ohne den eine Forderung nach mehr ›kultureller Bildung‹ nicht zu erheben wäre. Denn selbstverständlich hat eine solche Forderung auch Gegner, auch wenn diese nicht in Form des Einspruchs, sondern in Gestalt von Ignoranz auftreten.

Eines bleibt noch zu sagen: ›Kulturelle Bildung‹ ist keine demokratische Veranstaltung und sie kann keine demokratische Veranstaltung sein. Sie vollzieht sich nur im Einzelnen und sie setzt zu ihrer Verwirklichung die Vereinzelung voraus, in Gestalt des stillen Lernens, der intellektuellen Versenkung und der Kontemplation. Sie entsteht nur, wenn einer kommt und einen kulturellen Gegenstand zu seiner Sache macht, um seinetwillen und aus keinem anderen Grund.